

**KONSTANZER ARBEITSKREIS FÜR MITTELALTERLICHE GESCHICHTE E.V.  
- SEKTION HESSEN -**

---

35032 Marburg, Wilhelm-Röpke-Str. 6 C, Tel. 06421/28-24555, -24557

Protokoll der 258. Sitzung am 01. Dezember 2001  
im Historischen Institut der Universität Gießen

**Prof. Dr. Heribert Müller (Frankfurt a. M.)**

**„Von welschem Zwang und welschen Ketten des Reiches Westmark zu erretten“:  
Burgund und der Neußer Krieg (1474/75) im Spiegel der deutschen Geschichtsschreibung von  
der Weimarer Zeit bis in die frühe Bundesrepublik.**

Leitung der Sitzung: Prof. Dr. Werner Rösener

Redaktion des Protokolls: Gernot Kirchner

**Anwesende:** James Anderson, London; Jörg W. Busch, Münster; Traute Endemann, Darmstadt; Verena Epp, Marburg; Martin Früh, Marburg; Tina Geisel, Gießen; Gundula Grebner, Frankfurt/Main; Hans Dietrich Kahl, Gießen; Norbert Kersken, Marburg; Gernot Kirchner, Marburg; Matthias Kloft, Frankfurt/Main; Iris Kwiatkowski, Bochum; Lorenz Laubenberger, Frankfurt/Main; Maria von Loewenich, Heidelberg; Mechtild Ludat, Gießen; Jessika Nowak, Frankfurt; Christine Reinle, Bochum; Michael Rothmann, Frankfurt; Felicitas Schmieder, Frankfurt/Main; Olaf Schneider, Frankfurt/Main; Heike Scholz, Gießen; Kerstin Schulmeyer, Frankfurt/Main; Jörg Schwarz, Mannheim; Fred Schwind, Marburg; Monika Suchan, Gießen; Harald Winkel, Marburg.

## Zusammenfassung

Einige Aspekte der in ihrem Verlauf aufs Ganze wohl erforschten und vielfach dargestellten Belagerung von Neuß durch Karl den Kühnen 1474/75 werden einleitend kurz skizziert wie etwa die 'nationale' Tönung einiger Dokumente insbesondere kölnischer Provenienz, die zur Abwehr der fremden und fremdsprachigen Bedrohung aufrufen. Jüngere Studien betonen deren zweckgebundenen, zeitlich begrenzten Charakter und damit die eingeschränkte Relevanz für den Nachweis eines deutschen Nationalgefühls am Ausgang des Mittelalters (was im übrigen auch für die Reaktion auf die nach dem Fall Konstantinopels 1453 im Reich für kurze Zeit als Bedrohung empfundene türkische Expansion gilt). Demgegenüber stand dieses Moment in der sich mit Neuß intensiv beschäftigenden Geschichtsschreibung der Weimarer Republik wie auch in zahlreichen Romanen und Erzählungen der Zeit zum Thema im Zentrum des Interesses (Platzhoff, Hashagen, Stegemann; Beumelburg u.a.). Im Schatten des verlorenen Weltkriegs, gedemütigt von Versailles und Rheinlandbesetzung, führten die Historiker einer, wie sie glaubten, zu Unrecht bestraften Nation einen Kampf mit der Feder für den deutschen Rhein. Über Partei- und Konfessionsgrenzen hinweg bestand in der ansonst innerlich vielfach zerrissenen Weimarer Republik ein weitestgehender "Rheinlandkonsens", und ihn sollte die Schilderung des heroischen und am Ende siegreichen Kampfs der in Neuß von Karl dem Kühnen Belagerten weiter festigen: Ihre Abwehr rettete damals Köln, den Niederrhein, ja das Reich vor einem welschen Eindringling, der im Grunde nur die bereits mit Philipp dem Schönen um 1300 einsetzende aggressive Expansion Frankreichs nach Osten in einer burgundischen Variante fortsetzte. Solche Heldentat wurde insbesondere 1925 gefeiert, als man sich der tausendjährigen Zugehörigkeit des Rheinlands zum Reich und des 450. Jahrestags des Abzugs der Burgunder von Neuß erinnerte (Levison, Schulte, Platzhoff, R. Holtzmann, Kallen).

Für das 1920 im Rahmen des rheinischen Abwehrkampfes und zum Zweck der wissenschaftlichen Begründung einer Revision des status quo an der Universität Bonn gegründete "Institut für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande" stehen exemplarisch Arbeiten und Aktivitäten von Franz Steinbach und dessen Protegé Franz Petri, die - in ihrer Methodik durchaus innovatorisch - mit ihren Vorstellungen von Kulturräum und Volkstum auch Materialien für die Definition von Zielen deutscher Außenpolitik der NS-Zeit im Westen bereitstellten. Mit und seit dem Frankreichfeldzug fiel zudem ein intensiverer Blick der NS-Führung (Hitler, Goebbels und vor allem Himmler) wie auch wallonischer Kollaborateure (Degrelle) auf den "uralten deutschen Boden" Burgund, d.h. im besonderen auf die ehemalige Freigrafschaft, die zum neuen Siedlungsgebiet der Südtiroler mit einem in Bozen umbe-

nannten Zentrum Besançon werden sollte. Obwohl Steinbach als akademischer Lehrer in der Nachkriegszeit die Themen Rheinland und Westen offenbar mied, erweist seine - auch den Neusser Krieg einschließende - Studie "Die Rheinlande in der Burgunderzeit" (1950), daß er, der 1933/34 die Grenzen im Westen den Volkstumsverhältnissen entsprechend revidiert wissen wollte, nunmehr auf möglichste Abgrenzung der jungen Bundesrepublik gegenüber Frankreich bedacht war. (Keine "lotharingische Sonderstellung der Rheinlande, ... weil sie ... nur einem einseitigen Landungsmanöver Vorschub leistete"). Seine Arbeiten wie die Petris wurden bis in die sechziger Jahre von Ernst Anrich, dem ehemaligen Gründungsdekan der Reichsuniversität Straßburg, in der "Wissenschaftliche(n) Buchgesellschaft" wiederaufgelegt. Gleich Anrich (rheinische Universitäten als "geistige Grenzfestungen") erklärte auch der aus Neuss stammende, katholische und ursprünglich dem Zentrum zugerechnete Kölner Ordinarius Gerhard Kallen seine Hochschule 1933 zum geistigen Bollwerk im Westen. Eine Vielzahl eindeutiger Äußerungen läßt ihn, dem "Wacht am Rhein" antifranzösisch inspirierte Reichswacht bedeutete, als scheinbar überzeugten Anhänger des NS-Regimes erscheinen, doch zeigen sich auch andere, widersprüchliche Facetten. Mehrfach noch rekurrierte Kallen auf das Thema Neuss, nach dem Krieg mit veränderter Akzentsetzung, da er den Kampf nunmehr vornehmlich als Verteidigung althergebrachter Rechte und Freiheiten gegen einen sich mit dem Burgund Karls des Kühnen drohend abzeichnenden zentralistischen Staat der Moderne interpretierte.

Damit schloß Kallen sich eigentlich nur der Sicht von Hermann Heimpel auf "Karl der Kühne und Deutschland" (1943) an. Im Kontext anderer von Heimpel in nationalsozialistischer Zeit publizierter Arbeiten zeigt sich bei ihm des weiteren eine deutliche Aversion gegenüber Franzosen und Frankreich sowie vor allem die Überzeugung, daß das Reich der Deutschen in Vergangenheit und Gegenwart zum Ordner Europas berufen ist - damit zeichnet sich eine gewisse, wenn auch nicht bruchlose Kontinuität vom ersten, mittelalterlichen zum dritten, nationalsozialistischen Reich ab. Solche, Carl Schmitts Konzeption einer völkerrechtlichen Großraumordnung nahestehenden Vorstellungen sind ihrerseits einer Idee des Reichs erwachsen, der gerade in der sich auflösenden Weimarer Republik ein ebenso hoher wie diffuser Symbolwert eignete und die unter der gemeinsamen Devise "Nulla salus sine Germania" von katholischer bis hin zu nationalsozialistischer Seite mit unterschiedlichsten Inhalten aufgefüllt werden konnte. Wie bei Kallen lassen sich auch in drei von Heimpel zwischen 1948 und 1953 publizierten Beiträgen zum Burgund der großen Herzöge aufschlußreiche Akzentverschiebungen konstatieren; so wird jetzt Karls des Kühnen bzw. Peter von

Hagenbachs Herrschaft am Oberrhein als Schritt hin zur landesherrlichen Einheit gewürdigt und einem großen Reich Karls grundsätzlich die Möglichkeit dauerhafter Existenz zuerkannt. Auch wenn sich bei der Behandlung des Neusser Kriegs eine gewisse Einheit in der Vielfalt in Form langwährender, bereits aus den frühen zwanziger Jahren des 20. Jahrhunderts erwachsender Kontinuitäten zeigt, ließe sich das Thema doch um vieles noch ergänzen und erweitern: so etwa um die Wiedergabe und Wertung des Ereignisses in der französischen wie in der belgischen und niederländischen Geschichtsschreibung der Zeit oder auch im Rahmen damaliger Handbuch- und Übersichtsartikel deutscher Autoren wie Baethgen, Lintzel oder Schmeidler, die ungeachtet nationaler Überzeugungen um sachgerechte Darstellung bemüht waren. Und nicht zuletzt verdienten das bei seinem Erscheinen 1931/35 denkbar unzeitgemäße Rhein-Buch von Lucien Febvre, einem der Begründer der 'Annales'-Bewegung, sowie die Aktivitäten eines kleinen Kreises zwar reichstreuer, indes konsequent antipreußischer katholischer Föderalisten im Rheinland um den Kölner Professor für Sozialpolitik Benedikt Schmittmann Aufmerksamkeit, der in den zwanziger Jahren vor nationalistischer Vereinnahmung der Themen "Rhein" und "925" warnte und stattdessen die europäische Brückenfunktion eines von christlich-abendländischer Tradition geprägten Rheinlands betonte.

Der Vortragstext ist mittlerweile erschienen als Band 33 der Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde, Reihe Vorträge, Düsseldorf 2003 sowie in: Griff nach dem Westen. Die "Westforschung" der völkisch-nationalen Wissenschaften zum nordwesteuropäischen Raum (1919–1960), hg. v. Burkhard Dietz u.a., Bd. 1 (= Studien zur Geschichte und Kultur Nordwesteuropas, Band 6), Münster u. a. 2003, S. 137–184.

## Diskussion

**Kahl:** Sie haben uns gezeigt, wie dynastisches Expansionsstreben nationalistisch fehlinterpretiert werden konnte, weil eine Wissenschaft sich ein bestimmtes Bild als Grundlage schuf und dabei versäumte, sich nach Interpretationsalternativen umzusehen, was ja doch wohl eine wesentliche methodische Forderung an die Geschichtswissenschaft ist. Herausgekommen dabei ist u. a. ein Blick auf die Fragwürdigkeit historisch fundierter Rechtsansprüche, wie sie auch nach 1945 auftraten. Hier wie dort stand ein Biologismus dahinter, der von der wirklichen Natur von Volk und Nationen wenig Ahnung hat. Sie haben bei dem Blick auf das, was 1475 wirklich geschah, gesprochen von dem vorübergehenden Anstrich von Reichsverbundenheit und Deutschtum, den man sich im Rheinland damals gab und haben ihm die spätere nationale Manifestation gegenübergestellt. Da tauchen Fragen auf, von denen ich nicht weiß, ob Sie sich jetzt auf diese einlassen wollen, weil sie wieder mehr ins Mittelalter zurücklenken. Wenn dieser nationale deutsche Anstrich im 15. Jh. eben nur Anstrich war, was stand dann tatsächlich dahinter? War das nur dieses ständische und städtische Selbstbewusstsein, was gelegentlich in Ihrem Vortrag anklang, oder was war sonst mit diesem Firnis versehen? Damit verbindet sich die Frage, ob es nicht eine burgundische Ausstrahlung damals gegeben hat, der man geneigt war, sich zu öffnen, unabhängig von irgendwelchen Sprachproblemen. Sie haben Huizinga genannt, der ja dieses große Gemälde des burgundischen Herzogtums als ausstrahlenden Kulturfaktors entworfen hat. Wirkte so etwas auf das damalige Rheinland nicht? Und dann, drittens: Eugen Lemberg hat ungefähr 1935 eine kurze Abhandlung geschrieben, in der er die Entwicklung des Nationalbewusstseins in den burgundischen Landen und in Böhmen vergleicht. Dahinter steht als Erkenntnisinteresse der Sudetendeutsche, der in einem zweisprachigen Land lebt, dessen Einheit durch moderne nationalistische Probleme bedroht ist. Lemberg hat also die Entwicklung des Nationalbewusstseins in den burgundischen Landen und in Böhmen verglichen und ist zu dem Ergebnis gekommen, dass dieses Burgund ohne Rücksicht auf die Mehrsprachigkeit, hier flämisch, hier französisch usw. durchaus an der Schwelle der Ausformung eines haltbaren Nationalbewusstseins gestanden hätte, wenn nicht die Dynastie, in deren Schatten sich dieses Nationalbewusstsein zu formieren schien, mit Karl dem Kühnen erloschen wäre. Da wäre in diesem Zusammenhang interessant, Ihre Meinung zu die-

ser Konzeption zu hören, die ja dann aus dem Mittelalter wieder ins 20. Jh. zurückblendet.

**Müller:** Zum ersten Teil ihrer Frage: Meines Erachtens steht hinter diesen Manifestationen nationalen Anstriches immer die Bedrohung von außen. 1453 sind es die Türken und 1474/75 die Burgunder, und zwar nicht nur für die Städte, die sich hauptsächlich davon betroffen fühlten. Auch Friedrich III. hat ebenfalls ganz bewusst zeitweise diesen Sprachgebrauch als Mittel der Politik eingesetzt, wie Isenmann ja aufgezeigt hat. Zum zweiten verweisen Sie auf Lemberg und kommen damit zu einer sehr interessanten, immer wieder erörterten Frage, die der Historiker sich eigentlich nie stellen sollte: Was wäre gewesen, wenn? Wenn Philipp der Gute einen Nachfolger seines Profils gefunden hätte? Wenn er länger regiert hätte? Wenn, wie Lemberg sagt, die dynastische Folge gesichert gewesen wäre? Wenn sich die Ereignisse nicht, wie am Ende bei Karl dem Kühnen, so überschlagen hätten? Sicherlich sind in der Staatsverwaltung, die Werner Paravicini mit seinem Schülerkreis ja seit zwei Jahrzehnten untersucht, diese Tendenzen, Burgund etatistisch-administrativ zu erfassen, deutlich festzustellen. Auch die Gründung des "Toison d'or", des Ordens vom goldenen Vlies, bezweckte, über Adel und Aristokratie die einzelnen Provinzen an den Herrscher binden. Desweiteren sind da der vielerörterte Plan eines burgundischen Königtums, die Verhandlungen von 1447 am Wiener Hof, bei denen auch eine gewisse karolingische Tradition mitgespielt haben mag: sicher alles Momente, die daraufhin deuten, dass dieses seltsame janusköpfige Wesen Burgund auf der Scheide von Mittelalter und Neuzeit, charakterisiert einerseits durch die Kreuzfahrtvisionen des Herzogs und auf der anderen Seite durch eine schon modern-utilitaristische Bürokratie und Wirtschaft, durchaus lebensfähig gewesen wäre. Man sollte auch an die wirtschaftlichen Ressourcen, an den ungeheuren Reichtum des Herzogtums denken, der vor allem dank der Provinzen im Norden den Herzog zu einem vielen Königen im Europa der Zeit überlegenen Fürst werden ließ. Ich würde dieser Möglichkeit, die Lemberg erörtert, wohl-gemerkt immer im Rahmen rein hypothetischer Überlegungen, schon eine gewisse Logik zuerkennen.

**Kahl:** Der Akzent meiner Frage lag darauf, inwieweit sozusagen Germanisches und Romanisches sich aufeinander bezogen fühlte und heute von der deutschen Geschichtsschreibung gegeneinander ausgespielt wird. Dies geschieht im Grunde

unter Missachtung des germanischen Elements in diesem burgundischen Gesamtkomplex, das ja doch ziemlich ausschlaggebend war.

**Müller:** Man hat die Zusammensetzung der Räte an den Schaltstellen der Administration und am herzoglichen Hof untersucht. Dabei hat man festgestellt, wenn ich richtig resümiere, dass doch lange Zeit eine gewisse Überzahl französischsprachiger Räte eben aus romanischen Gebieten dominierte. Dies wurde allerdings wiederum konkterkariert im Orden vom Goldenen Vlies, durch den vor allem die Provinzen im Norden einbezogen werden sollten. Andererseits haben die Herzöge selbst auch immer auf einen gewissen Ausgleich geachtet. Das fängt schon unter Philipp dem Kühnen an, der im Norden eine eigene Rats- und Rechenkammer installierte, allerdings im französischsprachigen Lille. Unter Johann ohne Furcht wird deren Verlegung nach Gent vorgenommen, und seine niederländisch sprechende Gattin Margarete von Wittelsbach hat als seine für Flandern eingesetzte Stellvertreterin großen Einfluss auf die Verwaltung dieser niederländischen Teile Burgunds gehabt. Ich glaube, dass am Hof schon eine gewisse Tendenz zum Ausgleich bestand. Es ist nicht zu einer Konfrontation zwischen romanischen und germanischen Elementen gekommen, sicherlich aber auch nicht unbedingt zu einer Verschmelzung.

**Kahl:** Aber darin steigert sich ja gerade die Absurdität dieser Geschichtsbilder aus unseren 1920er Jahren.

**Müller:** Ja, das würde ich unterstreichen.

**Kersken:** Herr Müller, Sie haben den Namen Hermann Aubin nur einmal am Rande erwähnt. Ich wollte Sie fragen, ob Aubins Tätigkeiten im Rheinland auch in diesem Zusammenhang einzuordnen sind. Ich denke vor allen Dingen an den Umstand, dass er ja, nachdem er nach Breslau gegangen war, gewissermaßen einer der Täter der deutschen Ostforschung in den 30er Jahren wurde, und wir beim Blick auf diese Ostforschung der 20er, 30er Jahre eine ganz vergleichbare Instrumentalisierung der Geschichte, gerade der spätmittelalterlichen Geschichte des 15. Jhs. sehen, dass aus der Situation der 20er Jahre mit Blick auf die verlorenen Ostgebiete etwas Ähnliches entworfen wurde. Auch da hat man die Ereignisse von 1410, 1460 genommen, um politische Positionen, Volkstums- und Raumvorstellungen zu entwickeln, und diese Dinge sind nach meinem gegenwärtigen Wissen in Korrelation zu den Entwürfen im Rheinland entwickelt worden. Da scheint mir Aubin eine Scharnierfunktion gehabt zu haben, die das

sowohl im Westen als auch dann eben für die sogenannte Ostforschung entwickelt und mitgetragen hat.

**Müller:** Ich kann da nur mit "Ja" antworten. Das entspricht auch meinem Kenntnisstand.

**Kersken:** Ich wollte nachhaken, ob Aubin tatsächlich in der Instrumentalisierung dieser Ereignisse mehr peripher gewesen ist, da Sie sich ja hauptsächlich auf Petri und Steinbach beziehen.

**Müller:** Ja, er war ja, wie Sie richtig sagten, nach Breslau gegangen und zwar schon 1929. Grundsätzlich würde ich Ihre Einschätzung aber teilen.

**Kloft:** Ich hätte zwei Fragen: Die eine, gibt es nicht noch ältere Kontinuitäten? Ich erinnere mich an eine Schrift des katholisch-großdeutschen Historikers Johannes Janssen über Frankreichs Rheingelüste. Diese behandelte weitgehend das 17. und 18. Jh., greift aber meiner Erinnerung nach auch weiter zurück. Diese Arbeit steht natürlich in einem Genre und ist in den 1860er Jahren erschienen, also in einer Zeit, in der es elementar war, sich mit diesen Themen zu beschäftigen. Zumindest für Preußendeutschland reicht die Kontinuität bis ins 17. Jh. Das Bild von Philipp Christoph von Sötern, Erzbischof von Trier im Dreißigjährigen Krieg, als dem großen Verräter wird immer wieder schon zu Ende des 19. Jhs. gezeichnet und kriegt dann nach dem Ersten Weltkrieg einen noch negativeren Anstrich. Die andere Frage: Gibt es Parallelen zu Darstellungen der belgischen Historiographie? Nach 1914/18 ist das natürlich schwierig, aber nach 1902 besteht ja auch durchaus ein Ressentiment gegenüber Frankreich, gerade in Flandern.

**Müller:** Zur ersten Frage, die mir übrigens ähnlich schon Herrn Duchhardt in Mainz stellte, bzw. er warf korrigierend ein, daß man diese Problematik weiter zurück verfolgen müsse, vor allem bis in die Wilhelminische Zeit. Ihre Einordnung von Johannes Janssen in einen noch längeren Kontinuitätsstrang ist sicherlich richtig. Es scheint mir allerdings ein Unterschied zu bestehen: Nach 1918 existierte ein viel virulenter Nationalismus, entstanden aus der Niederlage und Demütigung oder was man als solche empfunden und erfahren hatte. In früherer Zeit ist diese Bewertung der Dinge nicht mit jenem aggressiven Ton versehen. Man kann das deutlich sehen an zwei Monographien zum Neusser Krieg von Diemar und von Schmitz, die beide 1895/96 erschienen sind. Diese waren, wie wir heute sagen würden, positivistisch; bis in die letzten Einzelheiten wird das Ereignis verfolgt und dann von einem deutsch-nationalen Standpunkt aus bewertet, aber eben nicht mit dem Ton, der seit 1918 dominierte. Den zweiten Teil ihrer Frage vermag ich Ihnen kaum zu beant-



worten. Ich kann nur auf Pirenne verweisen, der in seiner Geschichte Belgiens fast einen ganzen Band - es ist, glaube ich, der zweite - ausschließlich der burgundischen Periode widmete und diese Zeit der großen Herzöge von Burgund als integralen Bestandteil der belgischen Geschichte ansah. Er wollte auf dieses einigende Moment burgundischer Herrschaft hinweisen, die es für das moderne Belgien mit seiner problematischen Struktur hervorzuheben galt. Aber dies ist eine sehr vorläufige Antwort, ich fühle mich für diesen Aspekt nicht wirklich kompetent.

**Reinle:**

Zu der Frage von Herrn Kloft würde ich gerne eine Nachfrage oder vielmehr eine Anregung in den Raum stellen. Ich hatte das Buch von Janssen auch vor Jahren einmal in der Hand, habe es aber leider nicht mehr so präsent, wie ich es haben müsste. Ich hatte damals den Eindruck, dass sich für das Spätmittelalter der Fokus auf die Armagnakenkriege richtete, und das würde relativ gut zusammenpassen. Eine Situationsanbindung führte jeweils dazu, bestimmte Themen in den Vordergrund zu holen. Für die Armagnakenkriege gibt es eine breite Literatur bereits seit dem Ende des 19. Jhs., Heinrich Witte usw., und die Gründe dafür sind auch eindeutig. Genauso klar ist es, dass Neuss in den 1920er Jahren wieder relevant wurde, weil es eben wieder in einem politischen Kontext stand. Das könnte ein Vermittlungsvorschlag sein. Ich würde zwar nicht beschwören wollen, dass bei Janssen nicht auch der Neusser Krieg eine Rolle spielte, aber ich sehe bei ihm eine klarere "Armagnakenproblematik", die Elsaß-Lothringen-Frage. Ich hätte noch zwei Informationsfragen: Sie haben erwähnt, dass für die seriöse französische Geschichtsschreibung der Neusser Krieg offensichtlich ein Ereignis ist, das man vornehmlich in andere Kontexte einbettet. Es würde mich aber doch interessieren, ob irgendwelche Schriftsteller zweiter, dritter, vierter Couleur sich aufgerufen gefühlt haben, der deutschen Propaganda entgegenzutreten. Was mich in Verbindung damit auch interessieren würde: Wie ging die französische Historiographie mit dem Gallia-Topos um? Das spielte für die deutsche Historiographie eine ganz bedeutende Rolle, auch für Witte und Janssen. Die Gallia erstreckte sich bis zum Rhein und ist spätestens im 16. Jh. faßbar, und auch die französischen Humanisten kramten ihn hervor. Darin sah man eine Pseudobestätigung der eigenen Einschätzung Frankreichs. Wie aber setzt sich die französische Historiographie damit auseinander? Dieser Topos war ja im Grunde nicht eigentlich politisch handlungsleitend, sondern sozusagen nur gelehrter Topos.

**Müller:** Zum ersten Punkt: Man könnte das in der Tat einmal parallel untersuchen - eine Arbeit über Neuß und die Armagnakenfrage, das Echo darauf in Deutschland im 15. Jh. und in der Literatur des 19./20. Jhs. Da kämen wir wahrscheinlich zu ähnlichen Ergebnissen. Es ist allerdings meines Wissens sehr lange auf deutscher Seite über die Armagnakenfrage nicht mehr gearbeitet worden, oder täusche ich mich da?

**Reinle:** Klaus Graf hat dazu einen Aufsatz vorgelegt, in dem er zeigt, daß die Armagnakenbedrohung auch als Auseinandersetzung zwischen Fürsten und Ständen empfunden worden ist; also genau wie das bei Karl dem Kühnen der Fall war. Und das ist eben im Grund die humanistische Historiographie, die diese nationalen Aspekte einbringt. Das ist relativ ähnlich gestrickt, und es scheint auch, dass die Sekundärverwendung für politische Zwecke dann ganz ähnlich verläuft, wie das geschildert wurde.

**Müller:** Zunächst noch einige Nachträge. Erstens: zum unterschiedlichen Kontext des Neusser Krieges in der französischen Geschichtsschreibung. Da gibt es ein alt-neues Beispiel. Vor wenigen Wochen ist eine 1000seitige Biographie Ludwigs XI. von Jean Favier erschienen, der schreibt, dass Karl der Kühne vor Neuss an der Mosel - Sie hören richtig: an der Mosel - seine Zeit völlig unnütz vertan habe, anstatt sich auf Frankreich zu konzentrieren, d.h. also mit dem englischen König zusammen Ludwig XI. in Bedrängnis zu bringen. Das ist, wenn Sie so wollen, ein extremes, zudem ganz junges Beispiel für eine traditionelle, ausschließlich auf Frankreich gerichtete Sicht. Wenn Karl der Kühne mehr oder minder nur unter dem Aspekt betrachtet wird, wie sich sein Verhältnis zu Ludwig XI. darstellt, dann hat der Neusser Krieg einen lediglich sekundären Stellenwert. Zweitens: Es gibt in den 20er Jahren eine sehr intensive französische Kulturpropaganda, was aber ein eigenes Thema ist. Im Rheinland, genauer gesagt in Wiesbaden, Mainz, Bonn und Koblenz, erschienen immer wieder Publikationen, die eben dagegen Stellung bezogen. Es wurden übrigens von den Franzosen auch Dossiers über publizistisch entsprechend tätige Universitätsprofessoren im Rheinland angelegt. Die Charakterisierung von Aloys Schulte, die wir zum Beispiel in diesen Akten finden, ist hochinteressant. Das bekannteste französische Propagandainstrument in den 20er Jahren war die "Revue Rhénane". Über sie haben Jürgen und Ingrid Voss vor etlichen Jahren einen schönen Aufsatz im Archiv für Kulturgeschichte veröffentlicht. Soweit ich weiß, war allerdings diesen französischen Aktivitäten fast überhaupt

kein Echo, fast kein Erfolg beschieden. Es gab zwar gewisse Autonomie- und Separatisten-Bewegungen, die aber marginal blieben. Ich glaube, die Rheinlandnot schweißte über Konfessions- und Parteigrenzen hinweg weg zusammen. Dabei entstand praktisch ein absoluter Konsens, und die französische Kulturpropaganda konnte dagegen kaum etwas ausrichten.

**Kahl:** Herr Müller, Sie haben vorhin dargelegt, dass die Geschichtsschreibung der Wilhelminischen Zeit zwar auch ihre nationalen Akzente in diese Problematik hineingebracht hat, aber nicht dieses Defensivbedürfnis hatte. Da wäre interessant zu wissen, ob in der gleichen Zeit unter dem Eindruck der Niederlage von 1870/71 auf französischer Seite solche Töne laut geworden sind, so dass also das Ende des Ersten Weltkrieges gewissermaßen ein Umkippen der Waagschalen gebracht hätte.

**Müller:** Da bin ich, ehrlich gesagt, überfragt. Für eine Antwort darauf müssten Sie etwa Herrn Gall einladen. Ich bat ja schon einleitend um Nachsicht, da ich als Mediävist auf dem Gebiet etwas dilettiere.

**Rösener:** Sie sind im Laufe des Vortrages auch auf Peter Schöttler eingegangen. Peter Schöttler hat ja damals auf dem Frankfurter Historikertag einen Vortrag gehalten, den ich selbst gehört habe. Er sprach von einer Symbiose zwischen Landesgeschichte und NS-Volksgeschichte. Jetzt ist natürlich ein Problem: Wie ist Steinbach einzuschätzen? Mir scheint es soweit doch etwas vereinfachend zu sein, die Person von Steinbach auf einen Nenner zu bringen. Wo würden Sie eine Abgrenzung bei Steinbach vornehmen wollen zwischen seinen rheinischen Elementen - wie seinem Verhältnis zum Zentrum, seinem recht engem Verhältnis zum rheinischen Kapitalismus - und auf der anderen Seite seiner Hinwendung zu den völkischen Elementen? Das ist ja ein Grundproblem, das sich bei allen Auseinandersetzungen in den 1930er Jahren und auch noch in der Nachkriegszeit stellt. Kann man bei Steinbach zwischen den Elementen der rheinischen wie aber auch der allgemeinen Landesgeschichte und den völkischen Elementen trennen?

**Müller:** Steinbach war in der Tat katholisch. Er war ein Bauernsohn aus dem bergischen Land, Mitglied der Görres-Gesellschaft und stand dem Zentrum nahe. Wie Kallen, der vom Kallenhof in Neuss stammte. Mein Lehrer, Erich Meuthen, der ja in Kallen einen seiner akademischen Lehrer hatte, erklärt die Affinität zum Völkischen aus dieser Wurzel her, d. h. aus dem Bauerntum, dem Gebundensein an die Scholle und all der Propaganda, die darum betrieben wurde. Zum zweiten ist es völlig klar, dass Steinbach wie auch Petri methodisch sehr innovatorisch gewirkt

haben und dass manches, was wir später unter dem Vorzeichen der Annales-Historiographie rezipiert haben, dort schon, zum Teil in Lamprechts Tradition, praktiziert wurde. Bekanntlich erhielt das Ganze aber in den Bewertungen zum Teil Akzente, denen wir heute sehr ablehnend gegenüber stehen. Oberkrome hat das 1993 in seinem Buch über die "Volksgeschichte. Methodische Innovation und völkische Ideologisierung in der deutschen Geschichtswissenschaft 1918 - 1945" dargelegt.